

Röseli

Autor(en): **Bürki, Roland**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1936-1937)**

Heft 21

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-671958>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Töne vernommen, ein Lied, das drang zu ihr hinunter an den See. Es kam aus einem der finsternen, dunkeln Gäßchen, und sie war dem Klang nachgegangen, der sie berührte und anzog, aber sie hatte nur noch eine schwächliche, kleine Gestalt erkennen können mit etwas Glänzendem in Händen, die rasch in einen dunkeln Hausflur verschwand. Es war ein klagendes, verzittertes Lied gewesen.

Der Trauerzug verschwand langsam vor Magdas Augen. Nur die Glocken läuteten weiter, bis Terzos Sarg tief im Grabe stand und die ersten Erdschollen auf ihn herabfielen, nachdem der

Priester die letzten, segnenden Worte darüber gesprochen, schwiegen auch sie, und die Gefolgschaft kam den Weg zurück, gelöst oder in Gruppen. Im Gasthaus traf man sich wieder. Da saßen bereits der Bürgermeister beim Wein, der Dottore, der Avvocato, die Baronin mit dem schönen Pelz und ihre Gäste, der reiche Metzger zur Seite seines jungen Schatzes, die jungen Leute und die Dorfschönen, alle waren sie zugegen, aber was waren sie alle gegen den kleinen Terzo? Dieser stand ja so hoch und weit über ihnen allen, seitdem er tot war, so arm und so elend er gewesen sein mochte.

St. Bach.

Röseli.

Von Roland Bürki.

Eine neue Klasse saß in meinem Schulzimmer. Mäuschenstill und voller Spannung schauten die Kinder zum Pult, wo ich eben ein Heft zuklappte. Von jedem hatte ich den Namen aufgeschrieben. Nun blickte ich ebenso erwartungsvoll auf die mir anvertraute Schar. Ei, was für eine bunte, lustige Gesellschaft, diese Frikli, Hansli, Röbbeli, Anneli und Bethli, alles so gesunde, rotbackige und sonngebräunte Landkinder, etwas scheu zwar noch; aber man brauchte nur zu sehen, wie neugierig und erlebnishungrig sie in die Welt guckten. Ein neues, vielversprechendes Arbeitsfeld lag vor mir, das aber wohl auch, wie bei jeder früheren Klasse, nicht ohne Steine und Unkraut war. Ich nahm mir vor, ein treuer Gärtner zu sein und meine Pflänzchen mit Liebe und Sorgfalt zu pflegen. Auch das ärmste und schwächste wollte ich stützen und ermuntern.

Längst hatte der Unterricht begonnen. Wir waren eifrig an der Arbeit und hatten uns schon recht gut aneinander gewöhnt. Da ging die Türe auf, langsam, zaghaft, Ruck um Ruck, und herein schlich ein zwerghaftes, blasses und scheues Mädchen, in einem roten, zerknitterten Röcklein und blickte mit verwunderten, scheuen und großen Augen nach mir. Die ganze Klasse drehte sich nach der Türe. „Hu, das Rösli!“ tönte eine kecke Bubenstimme höhnisch aus der zweithintersten Reihe, und alle Schüler fingen laut zu lachen an. Es drohte ein allgemeiner Radau auszubrechen. Ich hielt die Kinder zur Ruhe an und trat auf das arme, scheue Menschlein zu, das sich nicht weiter getraute: „Guten Morgen, wie heißest du?“ Und, nachdem keine Antwort kam: „Was ist denn mit dir, warum kommst du zu

spät, fast eine Stunde zu spät?“ Das Mädchen schluckte und schluckte und brachte kein Wort hervor. Eine innere Bewegung wand sich durch sein Körperchen. Hilflos stand es da in seinem roten, zerknitterten Röcklein und in alten, zu großen Schuhen, von denen der eine vorne ein Loch hatte, und schaute mich mit großen Augen fragend und staunend an.

„Armes Kind“, dachte ich, „was hast du wohl für ein Heim und was für eine Mutter?“ „Wie heißt es denn?“ wandte ich mich an die Klasse. „Rosi Uebelhart“, schallte es wie aus einem Munde, und Gritli Leuenberger fügte noch bei: „Das kommt immer zu spät in die Schule, das ganze Jahr kommt es zu spät.“ Da fuhren schon ein Duzend Armchen in die Höhe. Anna Müller mußte sich unbedingt Luft machen und rief: „Ja, und am letzten Examen ist es auch noch zu spät gekommen!“ „Ja, und nicht einmal gekämmt!“ fiel ein anderes ein, „die Haare waren aufgelöst und noch ganz naß.“ „Und die Aufgaben macht es nie, der Totsch!“ hörte man von der Bubenreihe. Die ganze Klasse war in Bewegung. Ein jedes wußte über Rosa Uebelhart etwas Schlimmes zu erzählen. „Genug“, sagte ich, „nun wollen wir für Rosa noch ein Plätzchen suchen.“

Ich nahm das verschüchterte Kind an der Hand und führte es zu der vordersten Bank, wo Anneli Meyer den Platz räumen und in die hinterste Bank, an der noch ein Platz frei war, zu Gritli Leuenberger sitzen mußte. Breneli Herzog, das noch in der vordersten Bank saß, rutschte ein bißchen zur Seite, als Rosa neben ihr Platz nahm und bekam einen roten Kopf. „Uh, das

Rosi hat ja Läuse, bei dem wollte ich nicht sitzen," tuschelten zwei Mädchen.

Ich setzte den Unterricht fort, als ob nichts geschehen wäre. In Gedanken jedoch war ich beschäftigt und besorgt. Mit diesem hereingeschnitten, verwahrlosten und verschupften Menschenkinde wurde mir ein schweres Stück Erzieherarbeit aufgebürdet. Rosa war beinahe eine Klasse für sich, so weit zurück war sie mit ihren Leistungen. Sie kannte kaum die Zahlen, und waren die anderen mit ihrem Aufsatz fertig, so hatte sie erst zwei Zeilen. Sie war unbeholfen, schüttete Tinte aus, suchte den Bleistift fünf Minuten lang und hatte meistens das Lesebuch daheim vergessen, und schickte man sie heim, das Buch zu holen, so war es auch dort nicht zu finden. Die Aufgaben hatte Rosa nie gemacht, und jeden Morgen kam sie zu spät in die Schule, wenigstens eine halbe Stunde, schlecht gekämmt, in schadhafte Kleidern, nachlässig, oft müde und verweint. Auf alle Fragen antwortete sie, die Mutter habe sie geschlagen und dann habe sie noch die Stube kehren und das Geschirr abwaschen oder irgend eine andere Arbeit in der Haushaltung verrichten müssen. Ich schrieb einen Brief an Frau Uebelhart und bat sie freundlich, ihrem Kinde mehr Aufmerksamkeit zu schenken und es zur rechten Zeit in die Schule zu schicken. Am Mittag gab ich den Brief dem Kinde mit: „Da, bring deiner Mutter diesen Brief und sag ihr, ich lasse sie freundlich grüßen.“

Am nächsten Morgen kam Rosa erst um neun Uhr in die Schule. „Wo bist du wieder so lange gewesen, Rosa?“ fragte ich. „D — i — i — ich mu — mußte noch d — das Ge — Geschirr a — abwa — schen u — und die Stube keh — keh — kehren u — und . . .“

„Hast du den Brief abgegeben?“

„Ja.“

„Und was hat deine Mutter gesagt?“

Nun schluckte das Mädchen und brachte endlich unter großer Mühe hervor: „S — s — s — sie he — het — het — gseit, dir sh — sh — shget e dumme Sturm.“ — „U!“ fuhr es durch die ganze Klasse. Ich fuhr aber ruhig weiter: „So, hat sie gesagt? Sag' deiner Mutter, ich lasse sie wieder freundlich grüßen, und ich werde heute Abend einmal zu euch nach Hause kommen.“

Was ich am Abend sah und erlebte, war nichts Angenehmes. Nun begriff ich vieles. Frau Uebelhart, ein widerliches, dreifiges Weib, kreischte und gackerte, als die Rede auf ihr

Töchterchen kam: „Ja, das Rosi, zweihundert Franken hat es mich seinerzeit gekostet, als es zur Welt kam, wegen ihm mußte ich ins Spital und wäre beinahe gestorben. Nie vergesse ich das, nie, denkt einmal, zweihundert Franken. Jetzt soll es etwas schaffen, das Lumpenmeitli. Aber es ist nichts mit ihm, ihr seht es ja selbst, was es für ein Tröpfli ist.“

„Wie sollte ein so schwaches nud gewiß auch liebebedürftiges Kind bei einer solchen Rabenmutter gedeihen können,“ dachte ich, „und in einem solchen Heim.“ In der dumpfen, ekelig riechenden Stube war eine grauenhafte Unordnung. Alles lag kreuz und quer durcheinander. Ein halbes Duzend ungewaschene, halbnackte Kinder trippelten in der Stube herum, mitten im Zimmer saß eines auf dem „Thron“. Auf dem Ofen lag ein Kleines, strampelte und schrie. Und mitten in der Herrlichkeit die keifende, schmutzige Mutter.

Schließlich gelang es mir aber doch, Frau Uebelhart etwas milder zu stimmen gegen ihr Mädchen. Sie versprach mir sogar, es am Morgen früh genug in die Schule zu schicken und ihm Zeit zum Lösen der Aufgaben zu geben. Aber wer da glaubt, die Schwierigkeiten seien nun behoben gewesen, irrt sich. Rosa kam nach wie vor zu spät, nachlässig, gleichgültig, im Halbschlaf, und hatte die Aufgaben nie gelöst, trotzdem die Mutter ihr Versprechen hielt. Ich versuchte es mit gütiger Ermahnung, und als dies erfolglos blieb, mit Strenge, es nützte nichts. „Aber weißt du, Rosa, du machst mir auch gar keine Freude,“ sagte ich eines Morgens zu dem Kinde, als es wieder gleichgültig, eine Viertelstunde zu spät und mit großen, träumerischen Augen in das Schulzimmer trat, „wenn du morgen einmal früh genug kämest, das würde mich freuen, du wärest dann ein liebes.“

Bei diesen letzten Worten horchte das Mädchen auf, staunte mich an und vermochte es kaum zu fassen, daß es einmal ein liebes sein konnte, und in seinen großen, braunen Augen ging ein Strahlen auf, als ob in der Ferne hinter Wolken die Sonne schiene. Den ganzen Vormittag hatte es ein heimliches Staunen und Strahlen in den Augen, und am nächsten Morgen erschien es früh genug und hatte die Aufgaben fix und fertig gemacht.

„Ei, seht, da kommt das Rösli!“ rief ich, als mein Sorgenkind fünf Minuten vor Schulbeginn ins Zimmer trat. „Das freut mich nun. Jetzt bist du ein liebes Rösli!“ Mit großen, strahlenden Augen schaute mich das Mädchen an.

Von nun an hieß es nur das Köseli, auch bei den Schülern. Es kam fast jeden Morgen früh genug in die Schule, hatte die Aufgaben so gut wie möglich gemacht, strengte sich ein wenig an im Unterricht und wollte ein liebes sein. Die Fortschritte waren bescheiden; aber ich sah jetzt wenigstens den guten Willen, und das war für mich vorläufig die Hauptsache. Oft durfte mir Köseli auch Botengänge machen, und dann erhielt es hin und wieder einen Zehner oder Zwanziger.

Nun trug es sich aber zu, daß das Mädchen umziehen mußte und im Nachbarort zu einem Bauer kam. Das reute mich einesteils; denn jetzt mußte ich das Kind fortziehen lassen, bevor ich überhaupt meine Arbeit richtig begonnen hatte, andererseits aber freute es mich für Köseli, daß es nun zu einem sehr geschickten Kollegen von mir in die Schule kam und dazu noch ein sauberes und freundliches Heim erhielt.

Am letzten Schultag kam Köseli mit strahlenden, großen Augen auf mich zu und überreichte mir ein Paketchen.

„Ja, was soll das bedeuten?“

„Das ist ein Geschenk, für Euch.“

„Ein Geschenk, für mich?“

Ich öffnete das Paketchen und grub aus drei oder vier zerknitterten Zeitungen ein dünnes, broschirtes Büchlein hervor, einen Kriminalroman. Das Mädchen hatte die paar Bazen, die es für seine Botengänge von mir erhalten hatte, dazu verwendet, um mir in der Papierhandlung einen Kriminalroman zu kaufen. Du lieber Himmel! Aber Köseli meinte es gut und aufrichtig mit seinem Geschenk, und das freute mich von Herzen. Strahlend stand das Kind vor mir in seinem roten Röcklein, wie ein kleines, lieblich aufblühendes Hagröschen und schaute mich mit großen, dankbaren Augen an. Das Schönste von allem, das ich nie vergessen werde, waren diese Augen, diese großen, leuchtenden Kinderaugen — vom Köseli.*

* Die kleine Geschichte ist kürzlich erschienen in dem Bändchen: Kinder erleben die Welt (Dorfgeschichten). Verlag der Evangel. Gesellschaft, St. Gallen.

's isch öppis do...

Bim tränke nit am Brunne gsi.
E paar Tag nimm cho d' Eier neh.
Dy Webstuel scho ne Cheri still...
Was het's do gee?

Bi us und y und stundelang
durs Holz und über d' Matte glöitscht.
's isch öppis do, das het mi packt
und ummepeutscht...

Jez hang i a dym Gartehag,
zermürset und verwirt...
Dys Pfäischter gluurt as wie nes Aug,
wo glesig wird...

Traugott Meyer.

Goethe, heute wie gestern.

Daß die Gedanken und Aussprüche unserer großen Geister in der Regel nicht nur für eine bestimmte Zeit, sondern für weite Zeiträume Gültigkeit haben und den Menschen noch nach Jahrhunderten als Wegweiser, als Lichter auf der Lebenswanderung zu dienen geeignet sind, beweisen unter anderem die folgenden Stellen aus Goethes Gesprächen mit Eckermann: „Es geht uns alten Europäern mehr oder weniger allen herzlich schlecht; unsere Zustände sind viel zu künstlich und kompliziert, unsere Nahrung und Lebensweise ist ohne die rechte Natur, und unser geselliger Verkehr ohne eigentliche Liebe und Wohlwollen. Jedermann ist fein und höflich, aber niemand hat den Mut, gemüthlich und wahr zu

sein, so daß ein redlicher Mensch mit natürlicher Neigung und Gesinnung einen recht bösen Stand hat. Man sollte oft wünschen, auf einer der Südseeinseln als sogenannter Wilder geboren zu sein, um nur einmal das menschliche Dasein ohne falschen Beigeschmack, durchaus rein, zu genießen. Denkt man sich bei deprimierter Stimmung recht tief in das Elend unserer Zeit hinein, so kommt es einem oft vor, als wäre die Welt nach und nach zum jüngsten Tage reif. Und das Übel häuft sich von Geschlecht zu Geschlecht. Denn nicht genug, daß wir an den Sünden unserer Väter zu leiden haben, sondern wir überliefern auch diese geerbten Gebrechen, mit unsern eignen vermehrt, unsern Nachkommen.